

Zeitschrift:	Gewerkschaftliche Rundschau für die Schweiz : Monatsschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes
Herausgeber:	Schweizerischer Gewerkschaftsbund
Band:	17 (1925)
Heft:	1
 Artikel:	Zur Berufswahl
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-352134

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Zusammenlegung. Die finanzielle Tragweite ist auf alle Fälle gering, da es in den in Betracht kommenden Zentren im allgemeinen leicht möglich ist, Uebersetzungen gegen Honorar herstellen zu lassen. Eventuell könnten diese heute schon vom I. G. B. besorgt werden.

Ueber den Wert eines gemeinsamen Wirtschaftsarchivs haben wir bereits gesprochen. Es erscheint heute eine solche Menge von Publikationen, das Internationale Arbeitsamt versieht die Organisationen fortgesetzt mit so reichhaltigem Material, der gegenseitige Austausch der Verbände ist so intensiv, dass es gewiss weniger an zweckdienlichem Material fehlt, als an der Möglichkeit, dieses zu verdauen, zu verarbeiten.

Auch der Informationsdienst des I. G. B. ist heute ziemlich gut entwickelt. Das grösste Interesse an diesem Dienst haben übrigens nicht die I. B., sondern die Gewerkschaftspresse und die Tagesblätter.

Nun die Verlegung des Sekretariats in ein Land mit einer der Hauptsprachen. Diese Forderung hat gewiss manches für sich. Es könnten durch ihre Verwirklichung Ersparnisse erzielt werden. In Verbindung mit dem Verlangen aber, dass die I. B. sich am selben Orte befinden müssen, könnte leicht eintreten, was Genosse Schifferstein im Mitteilungsblatt der internationalen Lebensmittelarbeiter sagt: Der Sekretär könnte, vielleicht der Landessprache unkundig, die Verbindung mit seiner Berufsorganisation verlieren. Seine Tätigkeit wäre lahmelegt. Abgesehen davon, wenn es sich nur um die Verlegung des Sekretariats des I. G. B. handeln würde, so ist die nächste Frage die: Welches Land soll die Ehre haben, das Sekretariat zu beherbergen? Es kämen England, Frankreich, Belgien, Deutschland und Oesterreich in Betracht, oder als Land mit zwei Hauptsprachen, nebst italienisch, die Schweiz.

Es ist von Vorteil, wenn der Sitz des I. G. B. in einem Lande mit eigener starker Gewerkschaftsbewegung liegt. Diese Eigenschaft fehlt sowohl den Niederlanden als auch der Schweiz.

Ein weiterer Vorteil ist die zentrale Lage. Diesen Vorteil bieten die genannten Länder mit Ausnahme von England und Oesterreich.

Die Verlegung des Sitzes nach England hielten wir nicht für empfehlenswert, weil der Kontakt zwischen dem Inselreich und dem Kontinent nach verschiedenen Richtungen zu wünschen übrig lässt. Frankreich hat gegenwärtig eine so wenig konsolidierte Gewerkschaftsbewegung, dass dort auch der I. G. B. den stärksten Erschütterungen ausgesetzt wäre. Deutschland hatte den Sitz des I. G. B. bis zur Reorganisation. Ob es klug wäre, ihn heute wieder dahin zu verlegen, diese Frage möchten wir nicht mit Ja beantworten, schon deshalb nicht, weil Deutschland nach dem verlorenen Krieg mehr Objekt als Subjekt der internationalen Politik ist. Dagegen könnte gegen Belgien als Sitz des I. G. B. wohl nicht viel eingewendet werden. Die Schweiz verzichtet auf die Ehre des Sitzes. Sie überlässt den I. G. B. gerne stärkern Schultern. Gegen Oesterreich liesse sich Aehnliches anführen wie gegen Deutschland.

Wägt man Vorteile und Nachteile gegeneinander ab, so muss man zum Schluss kommen, dass Amsterdam als Sitz des I. G. B. keine solchen Bedenken bietet, dass eine Verlegung ernstlich in Frage kommen könnte.

Vielleicht darf auch darauf hingewiesen werden, dass die Sekretäre recht sprachenkundige Leute sind, von denen einer das Englische, ein zweiter das Deutsche als Muttersprache beherrscht, und dass der Vorstand aus Vertretern der drei Hauptsprachen besteht.

Alles in allem, denken wir auch daran, dass sich, wenn sämtliche internationale Sekretariate am Sitz des I. G. B. sich befinden würden, die Gefahr der uniformen Einstellung zu den Verhältnissen und den An-

schauungen dieses Sitzlandes ergeben würde, wie es heute bei der R. I. der Fall ist, die alles durch die Brille von Moskau sieht. Das wäre das Ende der Internationale.

Zur Berufswahl.

Der Krieg mit seinem riesigen Bedarf an Arbeitskräften hat jedermann die Unentbehrlichkeit geschulter Arbeitskräfte im Produktionsprozess sinnenfällig vor Augen geführt. Nicht nur in den kriegsführenden Staaten waren die «Hände» stark begehrte, auch die Schweiz empfand den Mangel von gelernten Berufsarbeitern so schwer, dass man auf dem Umweg der Interessen der Landesverteidigung für eine Reihe von Berufen die Ausreise in fremde Länder verweigerte.

In diesen Jahren wurde das Lob der manuellen Arbeit gesungen. Staat und Unternehmertum bekannten, dass in der Tat die Höhe des Arbeitslohnes eines geübten Berufsarbeiters in keinem Verhältnis stehe zu den Besoldungen der intellektuellen Berufe. Der Zug der Zeit ging dahin, einen gewissen Ausgleich in der Angleichung der Löhne zu suchen. Dieser Zug wurde durch die starke Nachfrage nach Arbeitskräften unterstützt.

Die bessere Einsicht hielt nicht lange stand. Als im Jahre 1921 die Wirtschaftskrise mit Macht einsetzte, erlebten wir einen rücksichtslosen Lohnabbau, insbesondere in den Schichten der Arbeiter. Wer die grosskapitalistische und die Unternehmerpresse aufmerksam verfolgt, findet keine Spur mehr von der besseren Einsicht der Jahre 1916 bis 1920. Ganz im Gegenteil. Mit einer Offenheit, die nahe an Zynismus grenzt, wird dargetan, es seien die Löhne der Arbeiter seit 1914 im Verhältnis zu den höheren Kategorien stärker gestiegen, infolgedessen recht fertig sich hier der Abbau in erster Linie.

Man verschliesst die Augen blind vor der Tatsache, dass die Löhne der meisten Arbeitergruppen — und dazu zählen wir auch die untern Angestellten — bis zum Jahre 1914 wahre Hungerlöhne waren. Man will nicht mehr daran erinnert werden, dass es eine Zeit gab, zu der man selber das Missverhältnis der Arbeiterlöhne zu den Einkommen der höheren Klassen zugab. Man tut so, als wäre die Zeit vor 1914 für die Arbeiterschaft eine Zeit üppigen Wohlstandes gewesen. Die Löhne von heute werden geradezu an denen von 1914 gemessen. Das Bestreben, die Lebenshaltung der Arbeiterklasse herabzudrücken, prägt der Gegenwart den Stempel auf.

Die Arbeiterschaft ist nun allerdings nicht mehr so gutgläubig, dass sie dies als eine gottgewollte Ordnung betrachtet. Sofern sie dazu in der Lage ist, macht sie ihre Ansprüche geltend und wehrt sich. Sie wehrt sich mit den Mitteln, die ihr zur Verfügung stehen. Vor allem mit Hilfe der Organisation. Diese orientiert die Öffentlichkeit über die Verhältnisse in den einzelnen Berufen, so dass der Familienvater es sich wohl überlegt, welchem Beruf er seine Tochter oder seinen Sohn zuführen will. In der Folge mag es dann schon dazu kommen, dass eine Reihe von Berufen aus der Wahl fällt, weil sie von vornherein ein Hungerdasein garantieren.

Im allgemeinen kann die Begeisterung für einen handwerklichen Beruf schon deshalb nicht gross sein, weil in der Öffentlichkeit immer und immer wieder von den «zu hohen Löhnen», von der «zu kurzen Arbeitszeit», von der «Begehrlichkeit der Arbeiter» gesprochen wird, wo doch jedermann von der mehr als bescheidenen Lebenshaltung der Arbeiter unterrichtet ist, weiss, dass er sich in einer engen Wohnung auf das Aeusserste beschränkt, die Frau, manchmal auch die Kinder, mitverdienen müssen, dass das Arbeiterleben

ein Leben der Sorge, der Unsicherheit, ja in Tagen der Arbeitslosigkeit, der Krankheit und im Alter ein Leben der Not und des Elends ist.

Nun finden wir im «Arbeitsmarkt» eine Aufstellung über den gewaltigen Zustrom der jungen Leute zum akademischen Studium. Es wird berichtet, dass die Zahl der immatrikulierten Schweizer an unsren Universitäten von 4680 im Jahre 1913 auf 6168 im Jahre 1923 angewachsen sei. Dieses Anschwellen der Zahl entspreche in keiner Weise der Nachfrage nach akademisch gebildeten Leuten. Insbesondere die Bauingenieure und die Tiefbautechniker scheinen unter den technischen Berufen in starker Ueberzahl. Unter den Aerzten, Advokaten, Volkswirtschaftern dürfte das Angebot ebenfalls gross sein. Man spricht in der Presse bereits auch von einem «beängstigenden» Anwachsen der Pfarrer.

Der Artikelschreiber im «Arbeitsmarkt» schliesst seine Betrachtungen mit folgenden Worten: «Die grossen Aufwendungen an Zeit und Geld, die ein abgeschlossenes akademisches Studium erfordern, sollten im Hinblick auf die ungünstigen Aussichten vorsichtig erwogen werden. Eine Reihe von nicht akademischen Berufen bedarf eines fähigen Nachwuchses, abgesehen davon, dass tüchtige Köpfe auch im Handwerk ihre Auswirkung finden. Dem übermässigen Zudrang zum akademischen Studium trotz ungünstigen Aussichten liegt zweifelsohne eine Unterschätzung der nichtakademischen Berufsarten zu Grunde, und es gilt, diese Tendenz mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen.»

Dieser Kampf soll nun offenbar in der Art wirksam geführt werden, dass man die Uebervölkerung in den akademischen Berufen mit schwarzen Farben an die Wand malt, anderseits aber dem «goldenem Boden des Handwerks» ein Loblied singt.

Es mag zugegeben werden, dass die Zahl der Akademiker zu gross ist und dass sich in der Tat ein akademisches Proletariat gebildet hat. Wir haben aber bisher noch keinen Dr. jur. oder phil. gesehen, der mit einem Maurer oder mit einem Flickschuster tauschen würde. Wenn er nicht ganz auf den Kopf gefallen ist, bringt ihm sein Beruf immer noch so viel ein, dass er jeder Schmutzarbeit sorgfältig aus dem Wege geht.

Ein junger Akademiker mag es manchmal schwer haben, sich eine Existenz zu schaffen. Wenn es ihm aber gelungen ist, so ist für ihn die soziale Frage gelöst, denn die Bewertung der «wissenschaftlichen» Arbeit ist eine ganz andere als die eines Berufsarbeiter. Der letztere kann schon nach dem Gesetz der Zahl nur in verhältnismässig wenig Fällen in eine gesellschaftlich höhere Schicht steigen. Er bleibt bei aller Tüchtigkeit ein Habenichts. Unter diesen Umständen kann man es ihm nicht verdenken, wenn er, soweit es in seiner Macht liegt, sich einen Beruf auswählt, durch den er wenigstens nicht in die unterste Kategorie herabgedrückt wird.

Die Bestrebungen der Arbeiterschaft, ihren Anteil am Produktionsertrag zu erhöhen, werden von den Behörden nicht unterstützt. Ganz im Gegenteil, man betrachtet die Gewerkschaften als «Ruhestörer» und ihre Vertreter als «Hetzter».

Während des Krieges und kurz nachhehr war das Schlagwort in Deutschland Mode: Freie Bahn dem Tüchtigen. Dieses scheint nun in der Schweiz abgelöst werden zu sollen durch ein anderes, das lautet: Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben. In dem Moment nämlich, da man davor warnt, einen akademischen Beruf zu ergreifen, erlässt das eidgenössische Arbeitsamt an die kantonalen Arbeitsämter ein Rundschreiben, in welchem diese eingeladen werden, über die Ursachen des Mangels an Nachwuchs in den nachfolgenden Berufen Auskunft zu geben: Coiffeure, Mass- und Kon-

fektionsschneider, Zuschneider, Maurer, Zementer, Plattenleger, Gipser, Stukkateure, Zimmerleute, Hafner, Ofensetzer, Steinhauer, Flachmaler, Karosseriemaler und Lakierer, Dekorationsmaler, Polsterer, Tapezierer, Möbelschreiner, Bauschreiner, Holzmaschinisten, Karosseriewagner, Winker, Giesser, Kleinmechaniker, Kesselschmiede, Kupferschmiede, Zentralheizungsmontere, Bauspangler, Installationsspangler, Rhabilleure, Köche und Kellner. Die kantonalen Arbeitsämter sollen die Ursachen des mangelnden einheimischen Nachwuchses und des öfters Verlassens der Berufe angeben, auch in Hinsicht auf mangelnde Entlohnung und Konjunkturschwankungen und tote Saison. Es sollen die Vorurteile gegen einen Beruf und die Mängel der Lehr- und Weiterbildung festgestellt und Vorschläge zur Behebung der Mängel gemacht werden.

Wir wollen die Frage dahin gestellt sein lassen, ob nicht die Berufsverbände eher in der Lage wären, diese Fragen zu beantworten als die Arbeitsämter, die den Beruf schliesslich nur von «Hörensgen» kennen. Für jeden Kenner der Verhältnisse ist es aber kein Geheimnis, dass sich unter den vorgenannten Berufen solche befinden, deren Erlernung mit gutem Gewissen keinem Menschen empfohlen werden kann, weil das Arbeitsgebiet so beschränkt ist, dass die meisten Berufsangehörigen schon nach kurzer Zeit «umsatzen» müssen. In andern, wie bei den Heizungsmontere und bei den Installateuren, ist eine Lehre gar nicht empfehlenswert. In diesen Berufen ist es vielmehr gegeben, junge Schlosser und Spangler heranzuziehen. Bei andern, wie bei den Maurern und vielen verwandten Bauberufen, wo die italienischen Saisonarbeiter dominieren, sind die Existenzverhältnisse so unsicher, dass ein fortgesetzter Kampf um das trockene Brot geführt werden muss.

Ein grosser Teil der in den oben genannten Berufen herangezogenen Berufsarbeiter geht, sobald sich ihm irgendwie andere Aussichten bieten, von seinem Beruf ab, weil er dort keinen Boden — geschweige denn einen «goldenem» — findet.

Es darf allerdings auch behauptet werden, dass die Ausbildungsmöglichkeiten vielfach sehr mangelhaft sind. Während wir in unserm kleinen Lande 6 Universitäten zählen, die alle sehr kostspielige Institutionen unterhalten, ist man im Bau und Unterhalt von Gewerbe- und Fachschulen sehr zurückhaltend.

Im übrigen verhehlen wir nicht, dass für den Arbeiter die Bemühungen der Behörden, die Aussichten in den akademischen Berufen als ganz schlecht darzustellen und gleichzeitig notorisch schlechte Berufe zu massieren, einen gewissen Beigeschmack haben. Sieht es nicht aus, als wolle man mit Hilfe eines starken Angebots von Arbeitskräften die Arbeitsbedingungen drücken, anderseits aber, in den akademischen Berufen, den Zudrang eindämmen, um die Saläre auf einer «angemessenen» Höhe zu halten?

Ein bezeichnendes Symptom ist es auch, dass die «Eignung» zu einem Beruf bei den Söhnen vermölicher Väter eine untergeordnete Rolle spielt. Wie mancher junge Mensch drückt die Schulbank, der nur mit Ach und Krach seinen «Doktor» macht. Nachher erhebt er Anspruch auf eine «standesgemäss» Lebensstellung und versperrt den Fähigen den Platz. Die Zahl der Väter in den besitzenden Klassen, die ihre Söhne dem Gewerbe zuführen, sie Coiffeure, Schneider, Hafner, Winker oder Kellner werden lassen, dürfte ganz dünn gesät sein. Sogar die Gewerbetreibenden selber, die doch schliesslich ein Geschäft zu vererben haben, ziehen es vor, ihre Söhne «studieren» zu lassen. Hier heisst es eben auch «handelt nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken».

So wie die Dinge liegen, glauben wir nicht an die

Lösung dieses Problems der Berufswahl im Zeitalter des Kapitalismus, wo der wirtschaftlich Starke den Schwachen ausbeutet, wo das Kriterium der Produktion weniger die wirtschaftliche Notwendigkeit als der Profit ist.

Es mögen sich Behörden bemühen, in das Chaos Ordnnug zu bringen, Angebot und Nachfrage miteinander in Uebereinstimmung zu bringen, das ist zu begrüßen. Dagegen wird ihre Arbeit völlig ergebnislos bleiben, wenn sie sich nicht dazu aufraffen können, den Kampf der Arbeiter um eine menschenwürdige Existenz morisch zu unterstützen.



Zum Tode Samuel Gompers.

Am 14. Dezember ist Samuel Gompers, der Präsident des amerikanischen Gewerkschaftsbundes, in Texas an der mexikanischen Grenze gestorben. Schon wiederholt wurde sein Tod oder sein baldiges Ableben gemeldet. Seine zähe Natur jedoch hat die Meldungen Lügen gestraft. Die letzten Monate indes brachten Anzeichen, dass der 74jährige seinem Ende nahegekommen sei. So auf dem letzten Gewerkschaftskongress zu El Paso, wo Gompers selbst durchblicken liess, dass er mit seinem baldigen Ableben rechne. In seiner Eröffnungsrede, die er nicht mehr halten konnte, sondern vorlesen lassen musste, sagte er, dass ein Mann wie er, der nun «der Ewigkeit nahegekommen, daran denken müsse, sein Amt zu treuen Händen anderer zu geben». Dessen ungeachtet reiste er noch mit nach Mexiko, um den Amtsantritt des Präsidenten Calles und dem all-amerikanischen Gewerkschaftskongress beizuwohnen. Auf beide grosse Gelegenheiten hatte sich Gompers seit langem gerüstet, und er mochte sie als den Gipfel seiner Erfolge ansehen. Es ward ihm auch vergönnt, das Ziel seiner Wünsche, seines Stolzes noch zu erreichen, doch die amerikanische Grenze sah er nur als Sterbender wieder. Den Anstrengungen der langen Reise und der Veranstaltungen war die Gesundheit des Greises nicht mehr gewachsen.

Mit ihm ist die hervorragendste und meist umstrittene Persönlichkeit der amerikanischen Arbeiterbewegung dahingegangen. In keinem Lande hat ein Arbeitervührer so lange einen solch nachhaltigen Einfluss auszuüben vermocht. Als 1866 zu Pittsburg der Gewerkschaftsbund zustande kam, wurde Gompers zu seinem Präsidenten erkoren, und er hat diesen Posten, wenn wir nicht irren, nur mit einer einmaligen Unterbrechung innegehabt. Seine Person war allgemach der Eckstein des Bundes, sein Name dessen Programm geworden. Nicht dass es ihm an Opposition gefehlt hätte. Von den Sozialisten ist er fast immer scharf befehdet worden, und selbst in seiner Organisation gebrach es nicht an Widersachern. Auf gar manchem Gewerkschaftskongress ist ihm von den Verbänden, die mit seiner Amtsführung und seiner Politik nicht einverstanden waren, ein Gegenkandidat entgegengestellt worden. Diesem Beginnen ist nie mehr als ein Achtungserfolg beschieden gewesen. Die letzten paar Jahre ist es selbst nicht einmal mehr zu einem Gegenkandidaten gekommen. Vornehmlich deshalb, weil die oppositionellen Verbände ihre Not hatten, einen Man mit einem genügend zugkräftigen Namen zu finden, der sich dem sichern Misserfolg auszusetzen bereit war. Die Schwäche der Opposition lag nicht zum mindesten darin, dass sie in politischem Denken und gewerkschaftlichen Streben beileibe nicht einmütig war. Es standen in ihr Verbände mit sehr konservativer Anschauung mit Organisationen zusammen, die von sozialistischem Geiste bewegt waren. Für eine im Tun und Denken so unter-

schiedliche Masse ist es schwer, nachgerade unmöglich, eine gewerkschaftspolitisch gerade Linie zu finden oder sich auf einen Mann für die Präsidentschaft zu einigen, der allen genehm ist. Der so beschaffenen Opposition gegenüber war es der in Geist und Sterben ziemlich einmütigen Anhängerschaft Gompers leicht, ihre Politik und Kandidaten durchzusetzen. Ueberdies hatte es Gompers in seiner 44jährigen Erfahrung zu einer Meisterschaft der parlamentarischen Strategie gebracht, die, unterstützt von der Machtfülle als Präsident und Kongressleiter, es ihm leicht machte, seine Sache zu fördern.

Doch sind damit der ungeheure Einfluss Gompers wie seine ständigen Siege auf den Kongressen, wenn seine Politik zur Entscheidung stand, nur erst teilweise erklärt. Denn er verfügte keineswegs über überragende Geistesgaben, noch war seine Gestalt und Rede sonderlich eindrucksvoll. Noch heute, nach siebzehn Jahren, erinnere ich mich der niederschlagenden Enttäuschung, die ich empfand, als ich Gompers zum erstenmal in einer Neuyorker Buchdruckerversammlung reden hörte. Das kleine Männchen mit den kurzen Beinen und dem langen Oberkörper, der in einem langen Rock steckte und mit einem Käppchen bedeckt war, hätte ich für einen Sektenprediger, für einen Küster, für einen Schulmeister ältesten Schlages gehalten, aber beileibe nicht als den Führer der «grössten und mächtigsten Gewerkschaftsbewegung auf Gottes weiter Erde». Und der Ruhmesschein, den die Gewerkschaftsblätter um den «great old man» verbreiteten, verflüchtigte sich vollends, als Gompers zu reden begann. Eine ein tönigere, nichtssagendere Rede ist mir in ganz Amerika nicht wieder vorgekommen. So fragte ich mich, wodurch es Gompers wohl zu seiner unleugbaren Machtstellung in der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung gebracht habe, zumal er nicht einmal vollblütiger Amerikaner, sondern als zwölfjähriges Kind eines (holländisch-jüdischen) Zigarrenmachers von London eingewandert war und in Amerika sein Leben von der untersten Tiefe aus begonnen hatte.

Was Gompers an Körper- und Geistesgaben abgehen mochte, ersetzten ihm eine unverwüstliche Arbeitskraft und eine persönliche Lauterkeit. Die vielen Vorwürfe, dass er bestechlich sei, sind bestimmt alle zu Unrecht gemacht. Gewiss hat er verschiedentlich mit Unternehmern Trinksprüche gewechselt, zuweilen auch einen Salonwagen benutzt, den ihm Bahngesellschaften zur Verfügung stellten, und im Weissen Hause war er, besonders seit Wilsons Zeiten, als Eingeladener sowie als Gesuchsteller und Ratgeber oft zu Gaste. An diesen Dingen hat sich der Vorwurf der Unzuverlässigkeit und von noch Schlimmerem emporgerankt. Indessen wird dergleichen in dem grossen Lande anders, milder, nein, als selbstverständlich für einen Gewerkschaftsführer beurteilt, jedenfalls nicht zu einem Reim auf persönliche oder gewerkschaftliche Unzuverlässigkeit benutzt. In einem solchen Verhältnis zu den obersten Spitzen der Industrie oder des Staates sieht der amerikanische Gewerkschafter eher den Beweis der wachsenden Achtung und des Einflusses seiner Bewegung als einen Nachteil für sie.

Die unleugbare Machtstellung Gompers beruht auf der Ueberzeugung seiner Anhänger von seiner persönlichen Lauterkeit und besonders auch darin, dass er im Grunde doch nur der Verfechter, der Ausdruckgeber der vorherrschenden Anschauung des Gewerkschaftsbundes war. Dies lassen die zahlreichen Angriffe, die gegen Gompers und seine Politik vornehmlich von sozialistischer Seite gerichtet worden sind, vielfach ausser acht. Die Mehrzahl der amerikanischen Gewerkschaften war mit ihm vollkommen einverstanden. Sein Geist war ihr Geist. Sie werden noch nicht von dem Geiste